



Georg Weber

Christa de Carouge
Schwarz auf Weiß

Georg Weber

Christa de Carouge

Schwarz auf Weiß

Für die großzügige Unterstützung dieser Publikation danken wir:

Casinelli-Vogel-Stiftung
Dr. Adolf Streuli-Stiftung
Familien-Vontobel-Stiftung
Stadt Zürich Kultur
TVS Textilverband Schweiz



JAKOB SCHLAEPFER

Erste Auflage Herbst 2013
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013 by Römerhof Verlag, Zürich
info@roemerhof-verlag.ch
www.roemerhof-verlag.ch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Papier: Fly, spezialweiß, 115 g/m², 1.2

ISBN 978-3-905894-21-9

Vorwort	07
Die frühen Eindrücke	11
Kurze Glanzlichter und Bausteine für die Zukunft . . .	23
Jahre des Aufbruchs	33
Am Puls der Zeit	43
Ein Leben im Überfluss	57
Ein harter Schnitt und ein neuer Name	69
Eine eigene Handschrift	81
Schutz und Schönheit	93
Kleider für ein neues Jahrhundert	105
Eine Entwicklung in die Breite	117
Die Poesie eines Ortes	
und eine Rückkehr zum wenigen	129
Erneuerungen mit siebzig Jahren	139
Christa de Carouge in Bildern	151
Präsentationen, von denen man sprach	246
Die wichtigsten Stationen	250
Bildnachweis	253
Dank	255

Vorwort

Die rasche Vervielfachung der Eindrücke, die sich seit dem späten zwanzigsten Jahrhundert in allen Lebensbereichen abzeichnet und sich durch virtuelle Welten beschleunigt, ist zu einem beherrschenden Thema der Gegenwart geworden. Während viele Künstler und Gestalter sich für den Wirbel der Phänomene begeistern und sich in unterschiedlicher Weise damit beschäftigen, geht Christa de Carouge einen anderen Weg. Ihre Arbeit befasst sich mit Gegebenheiten, die seit Jahrhunderten gleich geblieben sind – die Bedürfnisse nach Schutz und Schönheit gehören ebenso dazu wie die Begegnung mit dem Elementaren, mit Kälte, Wasser oder Feuer.

Die Modemacherin beweist, dass Tiefe in einem Bereich möglich ist, dem gerne Flatterhaftigkeit nachgesagt wird. Christa de Carouge will das Essentielle. Ihre Kleider bringen eine Einheit von Formen, Farben, Material und Zweck zum Ausdruck. Die Entwürfe befriedigen nicht nur das Auge, sondern sie sind auch angenehm zu tragen und weisen einen hohen praktischen Wert auf. Sie sind ausdrücklich für alle Lebenssituationen vorgesehen, für elegante Abende eben-

so wie für Momente, in denen es an einem unbekanntem Ort mit einem Mantel und einem Schal eine Schlafstelle zu improvisieren gilt.

Christa de Carouge hat einen Stil der Reduktion entwickelt. Jede Einzelheit hat ihren Platz, nichts ist zu viel und nichts ist zu wenig. Bis die Linien sich herausgebildet hatten, war Zeit notwendig. Die vorliegende Biographie im engen Kontakt mit der Modemacherin zu verfassen hieß, in der Rückschau mitzuerleben, wie eine Frau Neuland betrat, ihre eigenen Maßstäbe setzte und mit Mut zum Eigenen alle Schwierigkeiten überwand.

**» In Basel entdeckte
ich das Reich der
Kleider zum ersten
Mal auf eigene Faust.«**

Die frühen Eindrücke

Das Arbeitszimmer der Mutter war nach Westen ausgerichtet, gegen die Senke der Limmat, und lag am Abend in einem freundlichen Sonnenlicht. In dem Raum mit seinem Riechenparkett befanden sich allerhand Wunderdinge, deren Sinn Christa de Carouge in ihren frühen Kindertagen noch nicht richtig verstand: Auf einem hölzernen Ausziehtisch war eine schwarzlackierte elektrische Nähmaschine aufgebaut, daneben lagen eine große, asymmetrisch geformte Zuschneideschere, ein Maßband, ein Nadelkissen und eine flache Kreide. Zwei Schritte davon entfernt, zwischen Weidekörben voller Stoffresten, stand in einer Ecke auf hölzernen Füßen ein Gebilde, das mit weißem Stoff bezogen war und an einen menschlichen Oberkörper erinnerte: eine Schneidbüste.

Hier, in diesem Raum einer Vierzimmerwohnung im Zürcher Universitätsviertel, fertigte Claire Furrer, die Mutter der späteren Modemacherin Christa de Carouge, Kleider für die ganze Familie an. Es waren vor allem Mäntel, Jacken, Hosen für ihre Kinder und für Verwandte, die in Basel lebten. Die Mutter hatte das Schneiderhandwerk erlernt, arbei-

tete exakt, hatte einen ausgeprägten Sinn für Formen, und doch waren Aufträge vollzahlender Kunden selten. Die Familie war neu in der Stadt: Ein Jahr vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war sie nach Zürich gezogen, als das renommierte Hotel Baur au Lac Christas Vater eine Stelle als Chef der kalten Küche angeboten hatte.

Am 5. August 1936 war Christa de Carouge als Christa Furrer in Basel geboren worden. In Europa herrschte Krieg, als sie im Vorschulalter die Nachbarschaft im Zürcher Stadtkreis 6 zu entdecken begann. Von der angespannten Lage, in der sich die Schweiz befand, und vom Mangel an Gütern aller Art bemerkten die Kinder jedoch wenig. Die Kriegszeit hatte für sie durchaus angenehme Seiten. Von den ohnehin noch seltenen Autos war nur eine geringe Zahl in Betrieb, und auf der breiten Universitätsstraße, an deren Kreuzung mit der Haldenbachstraße sich Christas Eltern eingemietet hatten, brauchte niemand auf den Verkehr zu achten. Die kleinen Mädchen und Jungen vergnügten sich mit ihren hölzernen Trottinetten auf der Fahrbahn oder zeichneten die Felder ihrer Himmel-und-Hölle-Spiele mit Kreide auf die Gehsteige.

Faszinierender als der Zeitvertreib rund ums Haus waren die kleinen Schauspiele des Alltags. Langsamer, regelmäßiger Hufschlag etwa kündigte das Herannahen der Eisfuhrwerke an, die jede Woche die Lebensmittelläden und Bierlokale des Quartiers Oberstrass belieferten. Am Rinnstein brachten Männer in Lederschürzen Pferde zum Stehen, stiegen vom Bock, luden mächtige Stangen Eis auf die gepolsterte linke Schulter und verschwanden in den Häusern. Die Fuhrleute waren umgänglich und schlugen mit ihren eisernen Haken für die Kinder gern ein Stückchen von den kalten Blöcken ab. »Eis zu lutschen war für mich wie für alle Gleichaltrigen eines der größten Vergnügen«, erinnert sich Christa de Carouge fast siebenzig Jahre später. Nicht nur die Eisfuhrwerke sorgten für Erlebnisse. Wenn der Milchmann erschien, der auf einem Handwagen große Kannen mit sich

führte und mit einem Schöpfgefäß seine Liter abmaß, liebte es das Mädchen, die Verrichtungen zu verfolgen: Hier führte die Welt ein Stück ihrer Vielfalt vor.

Auch als nach und nach kleine Pflichten im Leben der allmählich auf sieben Personen angewachsenen Familie anfielen, verblassten die Eindrücke nicht. Christa glaubte sich immer wieder in einem Märchenreich. Seit sie das Schulalter erreicht hatte, reinigte sie jeden Freitag- oder Samstagnachmittag den obersten Teil des Treppenhauses, dessen Stufen von den kunstreich verschlungenen Windungen eines eisernen Geländers begleitet wurden. Die Türrahmen wiesen Kehlungen auf, die an die Kanneluren griechischer Säulen erinnerten. Auf die ockergelbe Jutetapete waren schwarze stilisierte Blumen gemalt und bildeten einen auffälligen Kontrast zum Untergrund. Das Braun der Türen und Fensterrahmen schließlich wiederholte die Farbe des hölzernen Handlaufs, dazu glänzten die bläulichen Keramikacheln der Fensterbänke. Stufe um Stufe wischte Christa den gesprengelten Stein der Treppe, ließ die hellen und dunklen Teilchen auf sich wirken, und sie wäre wenig erstaunt gewesen, wenn die Blumen auf den Wänden zu ihr zu sprechen begonnen hätten.

Die weiter entfernte Umgebung des dreistöckigen Hauses mit seiner gewölbten Fassade – die Familie bewohnte die oberste Etage – und seinem kurzen Eckturm war Gegenstand ausgedehnter Erkundungen. Auf ihren Streifzügen stieß Christa auf Orte, zu denen sie sich immer wieder hingezogen fühlte. Am Ende der Sonneggstraße, kaum fünf Minuten von der elterlichen Wohnung entfernt, war die Stützmauer einer Villa aus der Belle Époque von einer Balustrade gekrönt, deren Säulen das Mädchen an unzählige Männchen erinnerten. Nebenan ließen gemauerte Torbögen die Eingangspartien von Häusern stattlich erscheinen, bildeten die Grenze zwischen außen und innen. Erst recht eindrucksvoll war ein hoher Bau, der etwas oberhalb der elterlichen Woh-

nung den Rigiplatz beherrschte. Mit seinen geschwungenen Giebeln, seinen eisernen Dachaufsätzen und seinen Erkern wirkte er wie ein Schloss, in dem grandiose Unbekannte lebten. Und fesselnd war der Anblick der Seilbahn, die einige Schritte weiter zum Aussichtsrestaurant Rigiblick hinaufführte. Die Tragrollen der Seile drehten sich unentwegt weiter, wenn der bergauf fahrende der beiden roten Wagen die Talstation verlassen hatte. Am schönsten aber war es, nach Hause zu den Eltern zurückzukehren: »Ich konnte zu allem Fragen stellen, von meinen Eindrücken erzählen und fühlte mich verstanden.«

Einmal nur zerriss der Krieg das beschauliche Leben des Viertels. Am 4. März 1945 – Christa besuchte die zweite Klasse – fielen Bomben auf ein Gebiet nahe der landwirtschaftlichen Schule Strickhof im Zürcher Stadtkreis 6. »Ich und meine jüngere Schwester Verena befanden uns auf dem Weg zur Sonntagsschule und hatten schon die Emmaus-Kapelle an der Narzissenstraße erreicht, als die Sirenen aufheulten«, schildert sie den Augenblick. »Wir rannten mit den Erwachsenen in einen Luftschutzkeller und hörten kurze Zeit später, wie gewaltige Explosionen das Viertel erschütterten. Hinterher erzählten die Eltern von Toten und Verletzten. Zusammen mit Gleichaltrigen sah ich mir in den folgenden Wochen die geborstenen Mauern der getroffenen Häuser an der Frohburgstraße und In der Hub am Waldrand des Zürichbergs an.« Bis zu diesem Zeitpunkt waren Luftalarme ein alltägliches und gelegentlich fast vergnügliches Ereignis gewesen. Wenn die Bewohner des Hauses an der Universitätsstraße den Keller aufsuchen mussten, verteilte die Frau des Bäckers Walter Egger, der im Erdgeschoss sein Geschäft betrieb, Nussgipfel oder Biskuits an alle Kinder und Erwachsenen. Nun aber begann Christa mit einem Schlag zu ahnen, dass die Welt auch bedrohliche Seiten hatte.

Mit dem Friedensschluss im Mai 1945 verschwanden Gefahren und Sorgen wieder aus dem Bereich, der für das

Mädchen eine Rolle spielte. Die alte Ruhe kehrte zurück, und aufmerksam beobachtete Christa die Dinge, die um sie vorgingen. Der Winter hinterließ die stärksten Bilder. War Schnee gefallen, trugen die Mutter und die Nachbarinnen Teppiche nach draußen und klopfen sie aus. Schon frühmorgens hallten Schläge von den frostkalten Hauswänden wider: »Das gedämpfte Licht, das Echo und die bestaubten Rechtecke, die im Schnee zurückblieben, gaben mir das Gefühl, mich fast in einer unwirklichen Welt zu befinden.« Intensive Erinnerungen entstanden auch an Nachmittagen, an denen sie auf ihrem Schlitten die weißen Straßen des Zürichbergs hinunterschoss, zusammen mit einer Schar von Klassenkameraden. Das Glitzern des Schnees und die Leichtigkeit der Bewegung waren Eindrücke, die Freude auslösten: »Die Winter jener Jahre waren kalt, und wir hatten ausgiebig Gelegenheit, unsere Schlitten zu benutzen.«

Wie alle Kinder fasste Christa Zuneigung zu bestimmten Menschen, nahm sich mit der Zeit sogar die eine oder andere Person zum Vorbild. Im Zentrum ihres Interesses standen nicht nur die Eltern, sondern auch die Großmutter Maria, die in Basel lebte und nach dem frühen Tod ihres Mannes in einer Seidenbandweberei arbeitete. Gekleidet war die Mutter von Claire Furrer ausschließlich in Schwarz. Das Crêpe-de-Chine-Seidenkleid, das sie an Sonntagen gerne trug, war stets schwarz, und auch der Taftmantel, der Strohhut und das daran angebrachte Seidenband. Das Rauschen der Seide, der feine Ton der Stoffbahnen, der bei jeder Bewegung hörbar war, gehörte fest zu Marias Erscheinung. Besonders genoss es Christa, mit ihr ein Teelokal zu besuchen, in der man sie mit besonderer Höflichkeit bediente: »Für mich schien sie aus einer Welt zu stammen, in der es keinen Alltag gab.«

Die Großmutter hielt jedes Mal kleine Geschenke bereit: »Für mich hob sie farbige Seidenbänder auf, von denen ich mir die schönsten aussuchen durfte, um meine Zöpfe zusammenzuhalten«, erinnert sich Christa. Fast jeder Besuch